

Unverkäufliche Leseprobe



**Wolfgang Sofsky
Das Buch der Laster**

272 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-59135-8

1. Im Garten des Bösen

Grün sind ihr die Haare zu Laub gewachsen. Weit breitet sie die Äste und Zweige aus, ihre Haut ist zu Rinde erstarrt, wie träge Wurzeln kleben die Füße am Boden. Klage und Zorn umhüllen ihr Antlitz. Einst war Daphne der Wollust Apolls nur entronnen, indem sie sich in die ranke Gestalt des Lorbeerbaums flüchtete. Doch nun, da die Fittiche der Lustknaben erneut zu hören sind, schüttelt sie empört das Haupt und ruft verzweifelt nach dem Beistand der göttlichen Tugenden.

Gegenüber, an der hohen Bruchsteinwand, flattert verloren ein Schriftband. Ein Hilferuf der Klugheit ist darauf zu lesen. Zu sehen ist die Mutter der Tugenden nirgendwo. Von den Lastern des Bösen wurde sie lebendig eingemauert, ihre Geschwister hat man vertrieben und den Paradiesgarten in einen Sündenpfuhl verwandelt. Doch Rettung ist nahe. Gewappnet mit Helm, Lanze und Schild, stürmt Minerva herbei und jagt die Laster in die Flucht. Auf ihrem Brustharnisch droht das Haupt der Medusa. So ungestüm und siegesgewiß hat die Göttin den ersten Angriff vollführt, daß die Spitze ihrer Lanze abgebrochen am Boden liegt. Der Schild schützt sie vor den Amoretten, die keine Liebespfeile mehr abzufeuern wagen. «Vertreibst Du den Müßiggang, vergehen die Geschosse der Wollust», verspricht ein Schriftzug zu Füßen der Göttin. Es ist die lange Weile des Nichtstuns, welche die Gedanken schweifen läßt und die verborgenen Begierden zum Leben erweckt.

Mit halb geöffnetem Mund greift Minerva an, ihr Gesicht gleicht den Zügen der erstarrten Daphne. Der Blick ist hinauf zum Himmel gerichtet, von dem, in einen Wolkenkranz ge-

hüllt, die drei vertriebenen Tugenden herabschweben. Fortitudo, die Göttin der Stärke und Tatkraft, hält die Keule des Herkules in Händen, über die Schultern hat sie das Fell des Nemeischen Löwen geworfen. Temperantia, die Göttin des Maßes und Ausgleichs, füllt Wein in einen Trinkbecher, und Justitia reckt streng das Schwert der Gerechtigkeit empor. Alle eilen sie herbei, um die Ungeheuer zu verjagen und ihre Gefährtin Prudentia aus dem Gefängnis zu befreien. Erst wenn alle Tugenden vereint sind, kann auch die Klugheit wieder ihre Macht entfalten.

Nur widerwillig räumen die Laster den Garten. Halb erschreckt, halb entrüstet blicken sie zurück auf die resolute Göttin der Vernunft. Geradezu feindselig starrt die Trägheit auf die Verfolgerin über ihr. Wider ihre Natur hat sie sich sogleich in den Tümpel geflüchtet, eine abgehärmte Frau, deren Haar längst durch das zerschlissene Kopftuch gewachsen ist. Ihre Kleider sind zerrissen, ihr Gesicht durch Neid und Armut gezeichnet. An einem Seil zieht sie ihren Bruder mit sich, den Müßiggang, der Hände und Arme verloren und das Handeln längst aufgegeben hat. Sein Haar ist struppig, sein Gesicht aufgedunsen und durch ein breites Doppelkinn verunstaltet. In Bauch und Oberschenkel hat sich Fett abgelagert, seine Armstümpfe fuchteln wild ins Leere. Blöde schaut er vor sich hin und ahnt kaum, was um ihn herum geschieht. Aus eigenem Antrieb bewegt er sich schon lange nicht mehr. Ohne Murren gehorcht er der Weisung des Seilzugs.

Am Ufer setzt sich gerade eine Sippschaft bocksbeiniger Wesen in Bewegung. Ein weiblicher Satyr birgt ihre Säuglinge im Brusttuch, an der Rechten reißt sie ein älteres Kind der Unzucht mit sich. Ungestört konnte sich die Lüsterheit in dem

kühlen, von Hecken und Arkaden umsäumten Idyll vermehren. Begleitet wird die fruchtbare Schönheit von einer Schar erschreckter Liebesdiener. Unstet schwirren ihre blauen, roten und weißlichen Schmetterlingsflügel in den Lüften. Derart sind sie von der freien Tat der Göttin überrumpelt, daß sie die Gefahr in ihrem Rücken gar nicht bemerken. Unter einem Arkadenbogen tauchen auf einmal vier bewaffnete Putten auf. Drei haben den Kopf einer Eule, des Vogels der List, des Schlafes, des Inzestes und der Klugheit. Es sind die Eulen der Minerva, die, als fliegende Lustknaben getarnt, ihrer Herrin zu Hilfe eilen. Ein vierter Putto gleicht einem schnurrbärtigen Krieger. Mit der Strickleiter in der Hand wird er die eingemauerte Klugheit aus dem Verlies befreien.

Laster verwandeln die Menschen in monströse Mischwesen. Mitten im grünlichen Pfuhl stapft eine braunschwarze Kreatur davon, den Affenkopf zornig umgewandt, eine weibliche Brust auf der linken Seite des nackten Torso. Weder Mann noch Frau, weder Tier noch Mensch ist der Hermaphrodit, ein Lebewesen jenseits der Ordnung und Moral. Über der Schulter trägt er kleine Beutel mit den Saatgütern allen Übels. Ein viertes Säckchen enthält die Samen des Mißtrauens und der Zwie tracht. Kleine Inschriften weisen die Figur als Sinnbild unvergänglichen Hasses aus, des Betrugs und der Verdorbenheit.

Auch der Zentaur, der mitten durch den Tümpel wadet, ist ein Mischwesen. Als ständiger Begleiter der Torheit verkörpert er Unkeuschheit, Verblendung, Triebhaftigkeit. Sein grauer Unterleib ist übersät von den dunklen Flecken des Lasters. Haare und Bart schimmern grünlich, seine spitzen Ohren enden in Laubwerk. Wie Sirenen, Satyrn und Seenymphen ist der Zentaur ein Wesen von zwiespältiger Natur. Schaut man ihm

in die Augen, glaubt man, einen Menschen vor sich zu haben; erblickt man seinen Körper, erkennt man das Ungeheuer.

Neben dem Zentaur stapft ein Satyr davon. Die Nase in dem katzenartigen Gesicht ist plattgedrückt, über dem linken Arm hängt ein Fuchsfell. Die azurblauen Flügel des goldhaarigen Amor auf seinem Arm sind zerbrochen. Nie mehr kann sich der Knabe der Wollust in die Lüfte erheben und seine Pfeile in die Herzen der Menschen schießen. Ungerührt sinniert der Satyr vor sich hin, aber sein Glied ist steif aufgerichtet. Seine Lust scheint unersättlich, seine Kraft unerschöpflich. Hinter dem Bockswesen verlassen zwei Nymphen den Paradiesgarten. Noch schmücken Festkränze ihr Haar, doch die Gesichter sind überschattet von Trauer und Sorge. Die eine stützt ihre Gefährtin, die mit gefalteten Händen schamvoll zu Boden blickt. Es ist die falsche Bescheidenheit, die sich kleinlaut aus den Gefilden der Tugend stiehlt, jene Maske des Hochmuts, welche stets die Verachtung verdeckt, mit der er auf die Welt hinabschaut.

Unbekümmert von der Hast ihrer fliehenden Schwestern und Gehilfen wiegt sich Venus Impudica auf dem Rücken des Zentauren. Den rechten Oberarm schmückt ein Ring mit Rubinen und Saphiren, über dem linken hängt der goldene Bogen, der die Wunden der Liebe zufügt. Halbnackt, mit lasziver Gelassenheit steht sie da, als ginge sie das Geschehen ringsum nichts an. Mit dem lächelnden Wissen der Unzucht verbirgt sie notdürftig ihre Scham. Das leichte Gewand enthüllt mehr, als es verdeckt. Wie ein Segel hält sie den Umhang über den Kopf. Noch immer träumt sie von ihrer Geburt aus dem Meer, von der Macht ihres Liebreizes, der betört, verlockt und verwundet. Es ist, als fühlte sie sich noch immer als wahre Königin auf Erden.

Die Krone der Laster jedoch trägt nicht die Göttin der Sinne, sondern die aufgeschwemmte Ignorantia, die Gleichgültigkeit. Nur mit Mühe können Habsucht und Undankbarkeit die Königin der Laster fortschleppen. Die Arme läßt sie baumeln, ihr Blick starrt teilnahmslos ins Leere. Der Ignoranz ist alles gleich. Die Vertreibung aus dem Paradies kümmert sie nicht. Habgier und Undank sind ihre natürlichen Gehilfinnen. Auch sie sind Sünden des schäbigen Ungeistes, der Lust und Irrsinn zur Herrschaft verhilft. Es ist die Ignoranz, welche die Welt regiert. Allen anderen Lastern gewährt sie freie Hand. Alles läßt sie geschehen. Ihr Regime ist freizügig und grenzenlos. Die wahre Widersacherin der Klugheit ist nicht die Torheit, sondern die Gleichgültigkeit. Doch mit dem Angriff der Vernunft muß auch sie das Paradies verlassen und sich mit der Herrschaft über die Erde der Menschen begnügen.

Andrea Mantegnas spätes Gemälde von der Vertreibung der Laster aus dem Garten der Tugend bietet eine Allegorie auf den Zustand der Welt. Wo einst Schönheit, Weisheit und Gerechtigkeit wohnten, da haben sich Laster und Häßlichkeit eingenistet. Ein tiefer Schatten liegt über dem Halbrund des Paradieses. Monstren treiben ihr Unwesen, lüsterne Ungeister, die Leidenschaften der Wollust, Habgier und Streitsucht. Unter dem Szepter der Gleichgültigkeit konnten sie sich frei vermehren. Sie haben den Menschen, der von Anbeginn die Potenz zum Guten wie zum Bösen in sich trug, in ein sittenloses Triebwesen verwandelt. Ohne Abstand zu seinen Impulsen verliert er den Respekt vor dem anderen und vor der Welt. Unter der Tyrannei der Unmoral verfehlt er seine Bestimmung. Die Welt bedarf der Erneuerung. Nur eine kraftvolle Attacke der Vernunft vermag das Böse zu vertreiben. Erst die Renaissance der

Tugend bringt die Gerechtigkeit zur Herrschaft und läßt die Künste wieder erblühen. In der Ferne glühen die Felsen in der Sonne des alten Abends, da die Eulen der Minerva ihren Flug beginnen.

* * *

Mantegnas Allegorie erinnert an eine zerronnene Hoffnung. Die moralische Verbesserung des Gattungswesens ist ausgeblieben. Die Hoffnung auf die Vervollkommnung des Menschengeschlechts, die einst zu den Grundpfeilern der modernen Ideologie gehörte, hat sich nicht erfüllt. Dennoch tut jede Generation so, als müsse sie das alte Projekt neu erfinden und die Zeitgenossen Mores lehren. Mittlerweile sind die Ansprüche jedoch unverkennbar gesunken. Anstatt die Person als ganze zu kritisieren, begnügt man sich mit Vorschriften für einzelne Handlungen. Anstatt sich den Neigungen zu widmen, die Menschen zu Untaten verleiten, beurteilt man sie lediglich nach den Folgen ihres Verhaltens. Anstatt dem Individuum die Verantwortung für seinen Charakter zuzumuten, erklärt man es zum Spielball übermächtiger Kräfte, der Gesellschaft, der Gene, des Unbewußten.

Schon der Begriff des Lasters, der Sünde oder Unmoral wirkt antiquiert. Wer Untugenden zu verstehen sucht, gerät sogleich in den Geruch des reaktionären Misanthropen oder philiströsen Moralapostels. Den Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, zog schon immer verlegenes Gelächter, Wut oder Verleumdung auf sich. Die alte Bewunderung für Vortrefflichkeit scheint ebenso verloren wie der Sinn für moralische Verderbnis. Nichts erscheint unzeitgemäßer als Zweifel am ir-

dischen Glück, als der Hinweis auf Pflicht und Maß. In Zeiten kurzsichtiger Vergnügungen zählt die rasche Erfüllung der Begierden, nicht deren kritische Beurteilung. Nachdem man die Gleichgültigkeit zu allseitiger Toleranz umgemünzt hat, ist fast alles erlaubt. Gegenüber sich selbst sind viele Zeitgenossen höchst nachsichtig. Achselzuckend gestehen sie sich Lügen, Heuchelei, Eitelkeit, Geiz oder Habgier zu. So fern ist ihnen der innere Gerichtshof des Gewissens, daß sie dessen Stimme kaum mehr vernehmen.

Aber auch gegen andere gibt man sich nachsichtig. Man soll, so die Empfehlung, die Mängel gütig sehen und die Tugenden der Wirklichkeit anpassen. Die Begegnung mit einem üblen Charakter beleidige den Geist nicht mehr als der Anblick eines boshaften Affen oder tollwütigen Wolfs. Mit einem Augenzwinkern lästert man über fremde Untugenden und verniedlicht die Laster zu läßlichen Unsitten. Als erschöpfe sich das Böse in der verzeihlichen Neigung zu Drogen, Alkohol, schnellen Autos oder exzessivem Sex. Pikiert, aber ohne große Entrüstung notiert man die normalen Sünden des Alltags, die Geldgier der Nachbarn, die Hochnäsigkeit ferner Verwandter, die Hintertriebenheit von Kollegen, das vulgäre Gehabe mancher Prominenter. Genauer nimmt man es nur, wenn man sich selbst verletzt fühlt. Der moralische Sinn beschränkt sich offensichtlich auf das Terrain persönlicher Angelegenheiten.

Kraß fällt das Verdikt jedoch aus, wenn sich moralische Ahnungen mit populären Vorurteilen aufladen. Außenseitern wird häufig angedichtet, was man bei sich selbst nicht wahrhaben möchte. Bei Leitfiguren in Politik, Wirtschaft oder Kultur, denen man die Rolle eines Vorbilds zuzuweisen pflegt, kennt man kein Pardon. Ihr Fehlverhalten taugt für mediale

Skandale, kollektive Empörung und aggressive Parolen. Die lautstarke Selbstgerechtigkeit dient jedoch nur als Mittel im politischen Wettbewerb. Der vorlaute Moralismus ist nichts als ein Ablenkungsmanöver. Man ereifert sich über andere, weil man für sich selbst längst alle Maßstäbe verabschiedet hat.

Der alltäglichen Indifferenz entsprechen intellektuelle Irrtümer. Die Auffassung, daß sich Kriterien für das Gute einzig und allein aus historischen oder lokalen Bedingungen ableiten ließen, daß Laster und Tugenden mithin allein eine Frage von Kultur und Tradition seien, erfreut sich großer Beliebtheit. Unter dem Banner des Relativismus ist Zurückhaltung gegenüber fremden Unsitten nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten. Wenn jede Gepflogenheit, jeder Irrglaube und jede Untat nur aus ihrem Kontext zu bewerten ist, dann bleibt für Kritik kein Raum. Diese Haltung ist ebenso bequem wie unhaltbar. Aus der Tatsache, daß viele menschliche Vorstellungen historischen Begriffssystemen entspringen, folgt mitnichten, daß diese Ideen vor Kritik immun wären und allen die gleiche Geltung zukäme. Zweifellos lernen Menschen ihre Moral in den Grenzen eines Kollektivs. Aber dieser partikulare Erwerb besagt nicht das mindeste über die Gültigkeit der Sitten, Werte und Pflichten. Nicht wenige Ideen und Gebräuche, welche die Geschichte der Gattung hervorgebracht hat, sind dumm, unwürdig und grausam. Sklaverei, rituelle Schändungen, Verstümmelungen oder Exekutionen, die Verfolgung von Außenseitern, Ungläubigen oder Mißliebigen, Torturen und Martern im Namen der Götter, des Staates oder des Rechts, der Nation, der Klasse oder Rasse, all dies entbehrt jeglicher Legitimität.

Aus der begrenzten Verbindlichkeit einer Norm folgt umgekehrt mitnichten ihre allgemeine Ungültigkeit. Auch wenn auf

dem Globus nur eine Minderheit das Tötungstabu anerkennt, so spräche dies mitnichten gegen seine universale Geltung. Ohnehin unterschätzt der Relativismus das Ausmaß ähnlicher Werte und Erfahrungen. Eine Verständigung unter Fremden wäre gar nicht denkbar, ahnten sie nicht zumindest, was der andere unter Betrug, Lüge, Geiz, Habgier oder Dankbarkeit versteht. Debatten über Schmerz, Hunger oder Gerechtigkeit könnten gar nicht stattfinden, gäbe es nicht eine Gemeinsamkeit ähnlicher Vorstellungen und Ideale. So gut wie alle Kulturen schätzen das Prinzip der Gegenseitigkeit und belohnen Großzügigkeit. Viele kennen das Mordtabu und das Inzestverbot, auch wenn die Kriterien variieren. Allgemein verbreitet ist die Anerkennung von Hilfsbereitschaft, Besonnenheit und Tapferkeit. Leib und Leben, Ehre und Eigentum gelten vielerorts als fundamentale Rechtsgüter. Was in der eigenen Gesellschaft geächtet wird, das wird oft auch in anderen Gesellschaften geächtet. Und was dem Individuum in dem einen sozialen Kreis widerfahren kann, das kann ihm auch andernorts zustoßen. Der Universalismus der Moral gründet in der Konstitution des Gattungswesens. Jeder Mensch ist mit dem Bewußtsein seiner Sterblichkeit beladen, mit der Verletzbarkeit seines Körpers, mit der Gefahr des sozialen Todes. Jeder Mensch ist zur Empfindung von Schmerz und Kummer verurteilt. Und jeder Mensch ist, unabhängig von seiner kulturellen Zugehörigkeit, vor die Frage gestellt, wie er leben und handeln soll, welches Verhältnis er zu sich selbst und welche Beziehung er zu anderen haben will.

Neben Indifferenz und Relativismus dient auch der vor-schnelle Kausalismus zur moralischen Entlastung. Ob die gesellschaftliche Lage oder die soziale Situation, ob psychische Auslöser oder Gewohnheiten, ob genetische Programme, unbewußte Gehirnprozesse oder Erziehungspraktiken, ob Herkunft, Habitus oder Gruppendruck, die Zahl vermeintlicher Ursachen ist beträchtlich. Das Ergebnis ist stets dasselbe. Indem man das Verhalten auf externe Umstände oder innere Triebkräfte zurückführt, befreit man das Subjekt von der Verantwortung für sein Tun. Wäre sein Verhalten jedoch nur die blinde Exekution sozialer, psychischer oder neuronaler Prozesse, so hätte der Mensch weder Moral nötig, noch wäre sie überhaupt möglich.

Zweifellos tun Menschen meist mehr, als sie von ihrem Tun wissen, und nur selten sind sie die Schöpfer ihrer eigenen Geschichte. Weder in seinem Geist, seinem Körper, seiner Seele noch in Gesellschaft und Geschichte ist der Mensch der einzige Herr in seinem Haus. Daß er seine Gefühle und Gedanken, seine Handlungen und Institutionen stets frei wählen, planen und lenken könnte, dies gehört zu den Illusionen der modernen Ideologie. In Wahrheit entwickeln sich die allermeisten sozialen Prozesse jenseits subjektiver Absichten. Die Verkettung der Handlungsfolgen übersteigt den Horizont des einzelnen bei weitem. Das Soziale begegnet den Menschen daher als Widerfahrnis, als objektive Form und Zwang. Hinter diese Einsicht kann keine Untersuchung der Unmoral zurück. Kultur, Gesellschaft, Politik und Ökonomie haben ihre eigenen Gesetze. Sie stehen dem Willen des Individuums nicht zu Gebote.

Und dennoch, die Macht der Verhältnisse begrenzt zwar die Handlungschancen, aber vernichtet sie nicht. Umstände sind

Gelegenheiten, keine Ursachen des Handelns. Sie ermöglichen, begünstigen, hemmen Aktivitäten, aber sie determinieren sie nicht. Nicht anders verhält es sich mit Begierden und Motiven. Menschen können sich aus ein und demselben Motiv ganz verschieden verhalten. Umgekehrt können sie aus unterschiedlichen Gründen das gleiche tun. Zwischen Tat und Motiv gibt es keinen notwendigen Zusammenhang. Eine freundliche Geste kann aus Sympathie oder Berechnung erfolgen, aus höflicher Routine oder sozialem Konformismus. Menschen betrügen einander aus Eigennutz oder Habgier, aus Haß oder Mißgunst, aus falsch verstandenem Wohlwollen oder aus Gleichgültigkeit. Was seine moralische Verfassung anlangt, ist der Mensch mitnichten festgelegt. Er ist und bleibt riskant und gefährlich. Wegen seiner Zukunftsoffenheit bedarf er der Moral. Weil er sich ärger aufführen kann als jede Bestie, müssen ihn Tugenden und Pflichten im Zaume halten. Moral ist nicht dazu da, ein gutes Leben zu sichern oder das Glück zu befördern. Zuerst ist es ihr aufgegeben, die Macht des einen über den anderen einzudämmen. Moral ist ein Schutzwall vor Übergriffen, ein Bollwerk der Freiheit. Die Kritik der Laster ist daher ein bescheidenes, negatives Programm zur Verteidigung der Freiheit. Sie fördert nicht die Menschenfreundlichkeit, erhofft nichts und spekuliert auch nicht auf das gute Leben. Das Positive bleibt sie schuldig, denn das Gute erschöpft sich keinesfalls in der Abwesenheit des Bösen. Menschen hätten noch keine einzige Tugend erworben, wenn sie alle ihre Laster unterlassen hätten. Aber die Welt wäre erträglicher, wenn sie auf einige Unsitten und Sünden verzichten würden. Manche Wege zur Gewalt wären versperrt, würden sie sich von ihrer Trägheit und Feigheit, ihrer Torheit und Habgier, ihrem Hoch-

mut und ihrer Unterwürfigkeit befreien. So will die Kritik der Laster lediglich verstehen, was Menschen tun, empfinden und erleiden, wenn sie unmoralisch sind.

* * *

Vielfach hat man Tugenden und Laster in Kataloge eingeteilt und mit religiösen Vorzeichen versehen. Das Gute wurde öffentlich propagiert, den Sündern wurde die Hölle angedroht oder mit der Knute das Übel aus dem Körper geprügelt. Dann versuchte man es mit Übung und Überzeugung. Doch der Erfolg war mäßig. Offenbar ist es dem Gattungswesen nicht vergönnt, durchweg gut zu sein. In ihrer moralischen Ausstattung kennt die menschliche Spezies keinen Fortschritt. Daher ist auch kein allgemeiner Sittenverfall zu diagnostizieren. In moralischen Angelegenheiten gibt es keine besseren Zeiten, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft. Akte freiwilligen Opfermuts und selbstloser Hingabe findet man in allen Epochen. Untaten aus Habsucht oder Geltungsdrang begleiten die Geschichte von Anbeginn. Was der Mensch moralisch taugt, dazu macht er sich stets von Neuem.

Von selbst stellen sich gute Taten selten ein. Denn der Hang zur Unmoral gleicht einer natürlichen Anlage, nicht weil sich die freie Willkür über alle Pflichten hinwegzusetzen pflegt, sondern weil das Subjekt unwillig ist, Verpflichtungen in sich aufzunehmen. Unmoral erwächst zuerst aus dem normalen Stumpfsinn, der Gebrechlichkeit und Unlauterkeit des Charakters. Die allermeisten Untaten folgen weniger dem Reiz des Bösen als den Unzulänglichkeiten, Untugenden und Unsitten der Spezies. Mit ihren schlechten Gewohnheiten lebt die

Menschheit offenbar besser als mit den Geboten des Guten. Bemühungen um menschenfreundliche Verhältnisse sind nutzlos, solange man keinen Begriff davon hat, weshalb Menschen sich dem Wünschenswerten regelmäßig entziehen oder widersetzen. Wer vom Guten reden will, darf daher vom Bösen nicht schweigen. Wer aber vom Bösen sprechen will, der muß zuerst jene gemeinen Übel studieren, die dem wahrhaft Bösen vorausgehen. Von großen Verbrechen wird in diesen Blättern daher kaum die Rede sein. Ihr Gegenstand sind vielmehr jene Untaten, die man häufig kaum Taten zu nennen wagt, sosehr gehen sie aus dem Teufelskreis von Roheit und Faulheit hervor, von Torheit und Niedertracht, Eitelkeit und Ungeduld. Im Garten des Bösen gedeihen nicht nur tödliche Sünden. Zahlreicher sind die unscheinbaren Kreaturen der Unmoral, die sich am Rande des Pfuhls rapide vermehrt haben.

In mehreren Stufen steigert sich die Unmoral von der Gleichgültigkeit und Weichherzigkeit über die Willensschwäche und Zügellosigkeit bis zur Bösartigkeit. Zunächst wird dem Guten gar nicht widersprochen, weil es nämlich überhaupt nicht ins Blickfeld gerät. Unbeabsichtigte Normverstöße und läßliche Sünden geschehen aus Gedankenlosigkeit oder moralischer Blindheit. Der Unachtsame ist sich seines Tuns kaum gegenwärtig und reagiert überrascht, wenn er für seine Fahrlässigkeiten zur Rechenschaft gezogen wird.

Der Ignoranz folgt die Mißachtung des Gebotenen aus Willensschwäche oder Wankelmut. Die Bereitschaft zum Guten ist zu schwach, um sich gegen widerstreitende Neigungen durchzusetzen. Wider besseren Wissens unterliegt der Gebrechliche der Versuchung. Anflüge von Scham oder Schuld wischt er beiseite, Zweifel oder Gewissensbisse unterdrückt er. Anders

die Unlauterkeit. Sie befolgt zwar hin und wieder die Prinzipien, aber nicht aus moralischen Gründen, sondern weil Prinzipientreue zweckmäßig erscheint. Moral dient lediglich zum Eigennutz. Der Filou gibt sich freigebig, um im Gegenzug noch mehr zu erhalten. Er lobt den anderen, um selbst gelobt zu werden. Er zeigt sich mitleidig, um selbst bedauert zu werden. Er zeigt sich gut, weil das Gute honoriert wird.

Von unverstellter Bosheit zeugen schließlich die absichtsvollen Normbrüche, die nicht wegen eines Vorteils begangen werden, sondern aus Aversion gegen das Gute. Der Übeltäter verachtet das Sittengesetz und erprobt, wie weit sein Mut zum Bösen reicht. Obwohl noch auf den Einzelfall beschränkt, ist der Grundzug des böartigen Charakters bereits erkennbar. Dezidiert verweigert er der Moral die Anerkennung und erstrebt eine Existenz jenseits des Guten. Er tut das Böse um des Bösen willen. Pflichten sind nur dazu da, um verletzt zu werden. Zielstrebig und willentlich wird die Untat begangen. Der Boshafte weiß genau, was geboten ist, und er ist auch imstande, das Gebot zu erfüllen. Aber er will es nicht. Er verweigert sich dem Guten aus Prinzip. Seine Lebensform ist das Verbrechen.

* * *